

# Aus meiner Sprechstunde

Autor(en): **Künzi, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **23 (1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-722807>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Aus meiner Sprechstunde.

**Vorwort:** Im Jahre 1922 wurde der „Verein für das Alter, Sektion Bern-Stadt“, gegründet. Schon im nächsten Jahre konnte er 33 Greisen und Greisinnen mit Fr. 4200.— helfen. Die Einzelrenten waren aber mit dem Maximum von Fr. 180.— pro Jahr noch bescheiden und blieben es mehrere Jahre. Der Verein stand eben finanziell auf zu schwachen Füßen. Von Jahr zu Jahr wuchs die Rentenbezügerzahl, im Jahre 1931 erreichte sie über 500. Ab 1. Januar 1932 bewirkte die stadtbernische Altersbeihilfe einen Rückgang. Ohne die kantonalen und eidgenössischen Subventionen hätten wir entweder vielen Rentengesuchen nicht entsprechen können oder wir hätten die Renten erheblich herabsetzen müssen. Die Subventionen ermöglichten uns aber, allen berechtigten Gesuchen zu entsprechen und die Renten zu erhöhen, zunächst auf Fr. 240.—, heute sogar auf 600 Franken. Die Jahresausgaben für Rentendotation haben längst die 100 000 Franken überschritten. Im Jahre 1928 beschloß unser Vorstand die Zusammenfassung der Obliegenheiten des Sekretärs und Kassiers in einer „Zentralstelle“, deren Leitung dem Unterzeichneten übertragen wurde.

Um den immer zahlreicher sich meldenden Alten regelmäßige Gelegenheit zu geben, ihre Anliegen vorzubringen, führte ich „Sprechstunden“ ein. Seither halte ich diese zweimal in der Woche an zwei verschiedenen Tagen ab. Auf Einladung der Redaktion möchte ich von einigen Sprechstunden-„Erlebnissen“ erzählen.

Es erscheint ein Mannli mit großem Kropf. Man sieht ihm sofort das abgearbeitete Bauernknechtlein an. Mit einem fröhlichen „Grüß-di“ tritt es ein. Sein weiß Gott wie alter Filzhut scheint auf dem Kopfe angewachsen zu sein. Bedächtig, schüchtern, fast ängstlich berichtet es über sein Leben: Verdingbub bei „billigen“ Pflegeeltern, diesen ein Knechtlein ersparend, freudlose Jugend. Die Schule wäre ihm lieb gewesen, wegem Ausruhen, aber er hätte viel fehlen müssen; dies habe er sein ganzes Leben lang spüren müssen. Als Siebziger habe er ein 60jähriges Knechteleben hinter sich. Wie sich dies gestaltet hatte, konnte ich mir denken.

Im vergangenen Sommer sei er noch bei einem Bauern in Arbeit gestanden, aber nun im Herbst entlassen worden. Er wohne jetzt in der „Herberge“. Da habe er von der Altershilfe gehört und sei jetzt gekommen, um sich für das Altersgeld zu bewerben. Auf meine Frage, ob er nicht armengenössig wäre, kam mit einem gewissen Stolz die Ant-

wort: „Nie habe ich von der Gemeinde etwas wollen. 900 Franken habe ich doch auf einem Kassenbüchlein.“ Er wolle nun in der Stadt an Markttagen mit Aushilfsdiensten genug verdienen, um das Essen zu bestreiten, er hätte aber gerne ein eigenes Stübchen, wofür ihm das Geld mangle. Das Sparheft wolle er noch lange nicht angreifen. Diesem typischen „Fall“ wurde selbstverständlich die Maximalrente bewilligt, wir kleideten ihn neu ein und ließen ihm die zwei Hemden waschen und ergänzen, auch Unterkleider bekam er, der Winter war ja nahe. Nach 14 Tagen erschien er freudestrahlend, mir seinen Dank abzustatten. Der Kuhstallduft war weg, aber das „Du“ für mich war geblieben.

Das Gegenstück. Ein. sog. Vertreter, in Wirklichkeit ein Hausierer mit gutem Mundwerk und geschmeidigem Auftreten, wünschte nebst der regelmäßigen Rente zur Teilnahme an einer Beerdigung eine „salonfähige Kluft“. Ein Sonntagskleid wurde ihm bewilligt. Ob die Beerdigung verschoben worden ist wegen verspäteter Lieferung des Kleides, mit dem er paradieren wollte, weiß ich nicht.

Frauen bitten viel mehr um Hilfe als Männer. Diese Tatsache bestätigen die Jahresberichte sozusagen aller Komitees der Stiftung „Für das Alter“. Am meisten sprechen vor die Witwen, dann die Geschiedenen, deren gewesene Ehemänner sich der Alimente-Verpflichtungen entziehen. Eine Witwe erzählte mir weinend, kurz nach Neujahr: Ich habe elf Kinder, alle erwachsen, sieben in Bern wohnend, die andern auswärts. Von diesen Sprößlingen hätte kein einziges ihr weder zu Weihnachten, noch Neujahr ein Kärtchen oder ein Briefchen, geschweige ein Geschenklein geschickt. Viel, viel Trauriges und viel Leid muß ich immer und immer wieder von den nun verlassenen Frauen vernehmen. Schmerzend zu hören ist ebenfalls, wenn Kinder mit gutem Einkommen kein Räcklein für ihr betagtes Mütterchen haben wollen. Kam es doch vor, daß ein Versicherungsdirektor, der 25 000 Fr., und ein Zeitungsredaktor, der

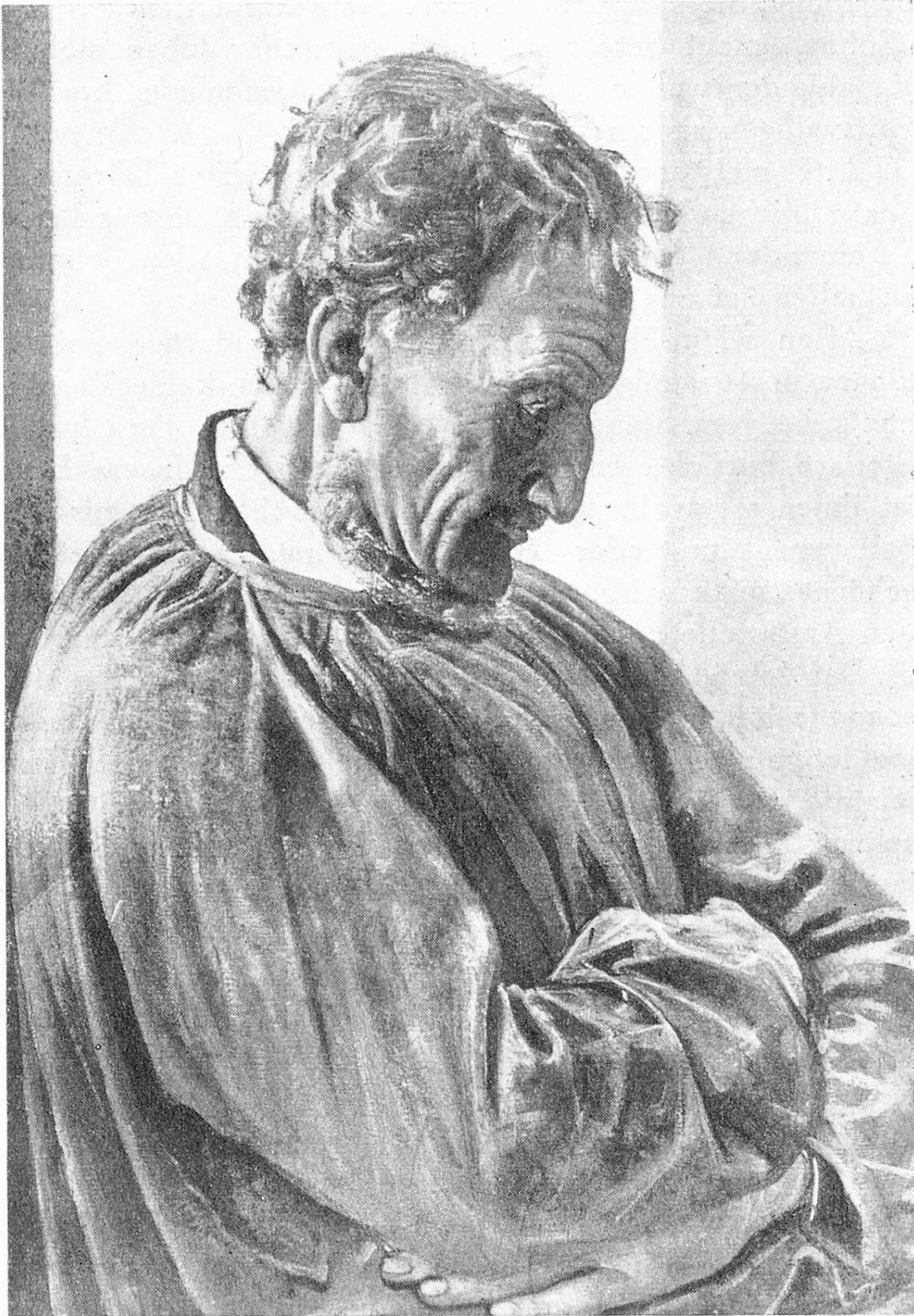
18 000 Fr. Einkommen versteuert, sich für ihre Mütter, die auswärts eine Mansarde bewohnen müssen, um die Rente bewerben. Natürlich Ablehnung.

Das Gegenteil, leider viel weniger, kommt auch vor, nämlich daß Bürolistinnen und Ladentöchter mit bescheidenem Einkommen deshalb ledig geblieben sind, um die Mutter oder den Vater bei sich zu behalten, ihnen zu helfen und ihnen ein Heim zu bieten. Dazu gehören auch die guten Schwiegersöhne und Schwiegertöchter. Hier helfen wir jeweilen gerne.

Alte Jüngferchen, gewesene Dienstboten, auch Köchinnen, wünschen unsere Rente, meistens deshalb, um ihre Ersparnisse zu schonen und für die alten Tage etwas strecken zu können. Auch hier ist unsere Altersfürsorge angebracht. Ich frage nach Verwandten. Oft sind welche da, die sich aber zu Lebzeiten der Tante nie um diese kümmerten, und erst beim Begräbnis der „Erbtante“ ihre Liebe zur Schau tragen. „Lachende Erben“ will die Stiftung „Für das Alter“ nicht züchten. Ist noch etwas Nachlaß vorhanden, dann verlangen wir von der Erbschaft zunächst die bezogenen Renten zurück, dann erst kommt das Erben.

Wieder ein Kapitel für sich bilden die Hausierer. Ihnen das Bareinkommen nachzuweisen, ist äußerst schwierig, da keine Buchhaltung geführt wird. Ihr unterwürfiges, kriechendes Wesen soll gewinnend, ja tarnend sein, mahnt mich aber zur Vorsicht. So will ein 50jähriger gesunder kräftiger Mann seine 65jährige Frau und sich nicht erhalten können.

Gewesene Fremdenlegionäre, mit und ohne Pension, erinnern sich, nachdem sie ihre besten Mannesjahre einem fremden Staate zur Verfügung gestellt, ihres Heimatlandes und verlangen Hilfe. Oft meinen sie, die Altersrente sei so groß, um ihnen auch weiterhin ein freies, ungebundenes Leben zu ermöglichen. Für geregelte Arbeit sind sie nicht mehr zu gewinnen. Ihre Heldentaten, Dichtung und Wahr-



F. Hodler, Nachdenkender Bauer

heit, mehr ersteres, erzählen sie mit großer Phantasiebegabung. Sie sind erstaunt, daß ihr Vaterland sich seiner „Söhne“ nicht besser annimmt. Entweder leben sie als Vagabunden weiter oder wandern ins Armenhaus. Bei Arbeitswilligen aber helfen wir gerne nach.

Alte, meistens lediggebliebene Geschwister führen oft aus mißlichen finanziellen Gründen, oder auch aus Liebe zu einander, gemeinsamen Haushalt. Ihnen allen dauernd zu helfen, ist uns eine angenehme Pflicht.

Alten Klein-Meistern, die mit der modernen Zeit je länger, desto weniger Schritt halten können (keine Maschinen), die vom Staate nie etwas verlangten, ihm früher Steuern entrichteten, melden sich häufiger. Unsere Hilfe ist ihnen wertvoll. Viele Männer wünschen von mir Arbeitsvermittlung oder Arbeitszuweisung. Dies Gebiet, so schön es auch wäre, müssen wir aber doch den zuständigen Amtsstellen überlassen.

Das letzte schreckliche Weltgeschehen machte sich schon früh in meiner Sprechstunde bemerkbar. Immer mehr meldeten sich heimgekehrte Schweizer. Die erste Hilfe leistete der Bund, mit dem Rat an sie: Sucht Arbeit! Wie schwer fällt es diesen von ihrem Heim Verstoßenen, mit leeren Händen Kommenden, wenn sie vorher eigener Geschäftsherr, Buchhalter, Bankbeamter, Chemiker, Förster gewesen sind, nun irgendeine, vielleicht ungewohnte und unbefriedigende Beschäftigung suchen und annehmen zu müssen, z. B. Straßenbau am Susten, oder aber, weil zu alt, nichts mehr zu finden. Einige Wenige fanden Anstellung bei den eidg. Kriegsämtern. Handwerkern gelang es meist besser, Arbeit zu finden. Wer will aber heute, wo unsere Wehrmänner ihre Arbeitsplätze wieder einnehmen, die Alten noch behalten? An ihre früheren Wohn- und Arbeitsplätze zurückkehren können wohl die wenigsten. Zum Aufbau einer neuen selbständigen Existenz fehlen die Mittel. Vorübergehend, solange die eigene Arbeit Verdienst verschafft, genügt unsere Rente. Aber nachher,

wenn sie den Arbeitsplatz verlassen müssen, ist auch die Maximal-Rente zu klein. Hoffentlich finden sie bei uns die gütige „Mutter“ Helvetia und ein „Vater“land. Nur vereinzelte Auslandschweizer haben mich durch Arroganz und Frechheit enttäuscht.

Am meisten Schwierigkeiten bieten jeweilen meine Fragen nach allfällig vorhandenem Erspartem und Vermögen, sowie nach dem Einkommen und Vermögen der Kinder. Erst meine bestimmte Zusicherung, daß ich hierüber dem Steuerbureau nichts verrate, löst die Zungen. Daß dabei auch Unverschämte ertappt werden, ist nicht zu verwundern, diese erhalten von uns nichts, auch die Lügner nicht. Der Großteil ist ehrlich und begehrt die Rente aus Not. Zu „Reiche“ werden aufgeklärt und auf spätere Zeiten, wenn sie „ärmer“ sind, vertröstet. Wie manchmal erteilte ich hierauf Rat für gute und sichere Kapitalanlagen und warnte vor Ausbeutern.

Erfreulicherweise haben unsere Alten sehr selten alte Schulden. Erwähnen möchte ich noch die Ausländer. Unsere „kantonale Bundeshilfe“ nimmt keine auf. Es gibt solche, die lange vor dem Krieg, vielleicht zeitlebens schon bei uns waren. Andere flohen während des Krieges aus besetzten Ländern meistens zu Verwandten in die Schweiz. Die erstern erhielten, wenn bedürftig, vor dem Krieg von den Heimatstaaten Altersrenten, dank denen sie bei uns ihr Leben fristen konnten. Mit Kriegsausbruch hörten diese Hilfen auf. Für Menschenmassenmord hat man ja Geld, die Menschenerhaltung, wenn es sich nur um Greise handelt, zieht demgegenüber den Kürzern. Die erst während des Krieges zu uns Gekommenen kamen mit leeren Händen. Leben ihre Gastgeber in bescheidenen Verhältnissen, so werden diese Flüchtlinge, die ihren Lebensabend wohl bei uns verbringen müssen, unserer Fürsorge teilhaftig.

Unvergeßlich bleibt mir jene Mailänderin, die mit Nichts nach Bern zu ihrem Schwiegersohn, einem Tessiner mit kleinem Einkommen flüchtete und mit dessen Frau, ihrer

Tochter als Dolmetscherin, bei mir vorsprach. Die noch schönen, schwarzen, langen Haare und die noch schönern, schwarzen Kirschenaugen verrieten mir sofort die Italienerin. Mit einer Bescheidenheit, wie sie mir in meiner „Praxis“ nie geboten wurde, brachte die Tochter auf deutsch ihre Wünsche vor. Als ich italienisch antwortete, ging ein Leuchten, ja Strahlen über das verhärmte und abgezehrte Gesicht der Mutter. Mit 300 Fr. Jahresrente wäre sie der größten Not enthoben, sie sei aber Ausländerin. Sie erwartete wahrscheinlich eine Absage. Als ich statt dessen sogar von 400 Fr. sprach (der Schwiegersohn hat ja keine „gesetzliche Pflicht“, der Schwiegermutter zu helfen), konnte es die Mutter kaum fassen. Unser Vorstand bewilligte 600 Fr., teils für Anschaffungen, teils als bescheidenen Beitrag in den Haushalt. Nach 14 Tagen kam die Mutter wieder, um persönlich zu danken. Diesmal waren ihre Augen naß. Ein schöner Dankesbrief des Schwiegersohnes in italienischer Sprache ist mir ein liebes Andenken.

Äußerst dankbar zeigen sich die Empfänger von „Einmaligen Spenden“. Nur momentane Notlagen können damit überbrückt werden. Wir übernehmen rückständige Mietzinse, Lebensmittelschulden (sonst können arme Alte nicht einmal ihre Rationierungskarten einlösen), kaufen Anzüge, Winterunterkleider, Schuhe, Heizmaterial. Wir bezahlen Spital- und Arztrechnungen, ermöglichen Kur- und Ferienaufenthalte, sogar Beschaffung künstlicher Gebisse. All dies natürlich erst nach einläßlicher Prüfung der Verhältnisse. Sogar Bezügern der Bundeshilfe und Armengenössigen geben wir im Notfalle unsere Spenden.

Den Pflöglingen unserer Altersheime und des Städt. Greisenasyles lassen wir ein Taschengeld von einem Fünf-Fränkler pro Monat zukommen. Diese Spenden dürfen die Sektionen des Vfda nach Gutfinden abgeben. Sie werden gespiesen durch unsere Kollekten, Zuwendungen und Mitgliederbeiträge. Sicherlich im Einverständnis mit den Gebern.



Auskünfte über unsere Altersheime — unsere Sektion führt deren zwei — zu geben, gehört ebenfalls in mein Arbeitsgebiet. Die Versorgungsschwierigkeiten verursachen unsern Alten viel Kopfzerbrechen. Die Nachfrage nach Heimplätzen ist gewaltig gewachsen, viele Anwärter müssen z. Z. ordentlich lange auf freiwerdende Plätze warten. Neben der Großzahl von angenehmen Pfléglingen gibt es leider auch andere, Anspruchsvolle, Widerspenstige, Unordentliche und Unhaltbare. Für das schwere verantwortungsvolle Amt einer Heimvorsteherin eignen sich nur hingebende aufopferungsfähige, liebe Frauen, die „Hausmutter“ sein wollen. Pedantinnen sollten nie Heimvorsteherin werden wollen.

Jedes Jahr werde ich von mindestens 300 Greisen und Greisinnen in der Sprechstunde aufgesucht. Dabei sind oft solche von auswärts, denen ich mit meinem Rat beistehen kann. In der Zwischenzeit ruft auch das Telephon. Bei meiner Abwesenheit — ich habe ja noch meinen Beruf — habe ich in meiner Frau eine liebe Mithelferin.

Die Sprechstunde erfordert viel, sehr viel Geduld. Die Alten erzählen gerne ihren ganzen Lebenslauf. Viele von ihnen sind gänzlich vereinsamt. Niemand will ihnen zuhören. Mir erschließen sie ihr Herz mit seinen Kümmernissen und Sorgen. Hier mit Rat und Tat helfen und lindern zu können, tröstet mich, wenn ich ab und zu den „Verleider“ und Fluchtgedanken in mir spüre. Die vielen Tränen aus Leid und Not zu stillen, ist mir ein guter Lohn. Auch die Anerkennung, daß die Stiftung „Für das Alter“ so anpassungsfähig, frei von Paragraphen und Bürokratismus ist, hilft mir ausharren.

Wie gerne möchte ich hier von den vielen Hunderten von mündlichen und schriftlichen Danksagungen einige veröffentlichen. Wie Mancher, der unserer Fürsorge kalt und gleichgültig gegenübersteht, würde nach dem Lesen ein warmer und freudiger Helfer.

Hans Künzi.